

Herzlich willkommen.

Ich bin Verena Krüger, Pfarrerin und komme aus Großsteinhausen.

Erinnern Sie sich an den Schneeleoparden aus meiner letzten Andacht?

Wir haben ihn in diesem Urlaub tatsächlich gesehen. Nein, wir sind nicht im Himalaya. Wir sind in Hamburg und nicht weit entfernt ist ein Wildpark. Dort leben Schneeleoparden im Rahmen eines Schutz- und Zuchtprogramms.

Fünf Personen im Wildpark, dazu ein Mittagessen – das ist schon ein Ausflug, bei dem man hinterher lieber nicht jede einzelne Ausgabe zusammenrechnet.

Wir haben uns das gegönnt. Und wir hatten einen schönen Tag.

Aber heute geht es gar nicht noch einmal um den Schneeleoparden. Sondern um etwas, das mir bei diesem Ausflug und in diesen Tagen in Hamburg nachgeht.

In der U-Bahn begegnen uns Menschen, die um Geld bitten. Auf dem Weg zur nächsten Station sehen wir Menschen in Schlafsäcken vor einer Kirche, Menschen in Not. Für meine Kinder ist das ungewohnt. Sie schauen hin und fragen.

Und ich merke, wie ich manchmal geradeaus starre. Auf die Anzeige über der Tür. Auf die Tunnelwand. Bloß nicht in die Augen sehen.

Dabei fehlt es uns nicht an allem. Wir können Ausflüge machen, essen gehen, Eintritt bezahlen. Andere Menschen wissen am Abend nicht, wo sie schlafen oder was sie essen sollen. Und sie sind sichtbar da. Hier in der Großstadt viel präsenter, als zu Hause.

Und da ist sie, die unangenehme Frage:

Darf ich mir das alles gönnen, während andere so wenig haben? Müsste ich nicht viel mehr abgeben?

Was denken meine Kinder, wenn ich ihnen Nächstenliebe erkläre und gleichzeitig wegsehe? Was würde meine Gemeinde denken, wenn sie mich in dieser U-Bahn sähe? Und was denkt Jesus über mich?

Ich kann diese Fragen nicht einfach mit einem frommen Satz wegwischen. Das schlechte Gewissen hat ja einen Grund. Es erinnert mich daran, dass mein Leben und die Not anderer Menschen manchmal erschreckend nah beieinanderliegen.

Heute heißt es in der Losung Psalm 97,11:

„Dem Gerechten muss das Licht immer wieder aufgehen und Freude den aufrichtigen Herzen.“

Und Jesus sagt im Lehrtext Lukas 14,13–14:

„Wenn du ein Mahl machst, so lade Arme, Verkrüppelte, Lahme und Blinde ein, dann wirst du selig sein, denn sie haben nichts, um es dir zu vergelten.“

Jesus spricht von einem gedeckten Tisch. Von Menschen, die einen Platz bekommen sollen, obwohl sie nichts mitbringen und sich später nicht revanchieren können.

Er sagt: Mach deinen Tisch groß. Denk gerade an die Menschen, die sonst keinen Platz bekommen. An die merkwürdige Frau aus der U-Bahn und die Menschen in den Schlafsäcken. Und an den jungen Mann, der so unangenehm gerochen hat.

Das ist unbequem. Denn Jesus fragt nicht nur, ob wir genug haben. Er fragt auch, was wir mit dem machen, was wir haben.

Und dann steht da diese Losung vom Licht.

„Dem Gerechten muss das Licht immer wieder aufgehen.“

Immer wieder. Das heißt für mich: Auch ich sehe nicht immer klar. Auch ich kann mich an meinen Alltag, meine Wünsche und meine Möglichkeiten so gewöhnen, dass ich die Not neben mir kaum noch wahrnehme.

Ich kann mich über den Schneeoparden freuen und gleichzeitig einen Menschen übersehen.

Das ist mein blinder Fleck.

Und vielleicht reicht es nicht, sich darüber einmal ordentlich schlecht zu fühlen. Ein schlechtes Gewissen kann schließlich auch sehr selbstbezogen sein. Dann kreise ich um meine Schuld, meine Rechtfertigungen und die Frage, ob ich ein guter Mensch bin. Der Mensch in der U-Bahn kommt dabei immer noch nicht vor.

Wie schaffe ich es also, dass Gottes Licht in mir so hell leuchtet, dass ich gar nicht mehr so leicht wegschauen kann?

Die Bibel kennt dafür eine sehr praktische Antwort: die Werke der Barmherzigkeit.

Hungrige speisen. Durstigen zu trinken geben. Fremde aufnehmen. Kranke besuchen. Gefangene nicht vergessen.

Das sind keine großen Lichtshows. Das sind konkrete Dinge, die Menschen guttun.

Und Jesus erzählt nicht von einem Tisch, an dem vorher geprüft wird, wer die Einladung verdient. Er fängt bei denen an, die leicht übersehen werden.

Barmherzigkeit beginnt bei mir, dass ich in der U-Bahn den Blick offen lasse und nicht starr an die dunkle Tunnelwand starre. Dass ich den Menschen wahrnehme, ansehe, statt ihn aus meinem Blickfeld zu schieben. Dass ich etwas gebe, wenn ich es kann und möchte. Oder dass ich mich nach Möglichkeiten umsehe, Menschen in Not verlässlich und dauerhaft zu unterstützen.

Ich muss nicht jede Not lösen. Ich kann nicht allen helfen. Aber ich kann aufhören, so zu tun, als hätte ich nichts gesehen.

Zu Hause vor unserem Edeka gibt es einen obdachlosen Mann, den wir inzwischen kennen. Meine Tochter fragt manchmal schon von selbst, ob ich Geld für ihn dabeihabe.

Da erinnert sie mich an etwas, das ich eigentlich längst weiß.

Vielleicht muss ich den Blick, den ich für diesen einen Menschen gelernt habe, auch den Fremden in Hamburg schenken.

Denn Nächstenliebe ist keine geschlossene Gesellschaft. Und Barmherzigkeit sollte keine Frage sein, ob mir jemand vertraut genug ist, um meine Aufmerksamkeit zu verdienen.

Die Losung verspricht Licht und Freude. Und der Lehrtext zeigt, wie dieses Licht in die Welt fällt: indem Menschen einen Platz bekommen, die sonst am Rand bleiben.

Ich darf mich über unseren Ausflug freuen. Ich muss mir den Schneeleoparden nicht nachträglich schlechtreden. Aber ich möchte mich von dieser Freude auch nicht blind machen lassen.

Vielleicht ist Gottes Licht genau das: Es nimmt mir nicht die Freude an meinem eigenen Leben. Es öffnet mir die Augen für das Leben der anderen.

Und wenn ich das nächste Mal in der U-Bahn sitze und merke, dass mein Blick schon wieder starr nach vorn geht, dann will ich mich erinnern.

Hinsehen.

Wahrnehmen.

Und fragen: Was kann ich tun?

Nicht alles. Aber etwas.

Damit Gottes Licht nicht nur in mir leuchtet, sondern auch bei einem anderen Menschen ankommt. Und dazu musst du gar nicht in die Großstadt fahren.

Amen.